

Sicher handelt es sich hier um einen ländlichen Meister mit recht beschränkten Ausdrucksmitteln. Alle Schnitzfiguren zeigen dieselbe Behandlung des Gesichts mit stark herausmodellierten Jochbeinen, bis zum Kinn herabgezogenen Mundfalten, breit vorstehendem Kinn, kleinem Mund, geradem Nasenrücken mit herabgezogener Nasenspitze, kantigen Augenbrauen und sehr tief angesetzten Ohren. So entstehen z. T. fast konkave Profile. Die Gewänder fallen in langen, parallelen Röhrenfalten, die übergeworfenen Mäntel oder Umhänge werden in weiten Schüsselfalten über Bauch und Schoß gezogen, lediglich beim Hl. Ulrich werden am Saum der Alba einige Knitterfalten versucht. Anatomie und Haltung werden von den Gewändern verdeckt, nur bei Veit ist der Kontrapost einigermaßen gelungen.

Zur Datierung müssen wir deshalb auf das sehr viel besser gearbeitete Ornament zurückgreifen: Das Bandwerk auf dem Vorhang der Schreinerückwand, das sich schon der Arabeske nähert, die Fruchtkolben in den Baldachinen, das Astwerk im Vorhang auf den Flügelaußenseiten, all das gehört bereits dem Formenschatz der Frührenaissance an, auch wenn das Gesamtwerk noch durchaus gotisch empfunden ist. Im Vergleich mit dem Hochaltar in der ev. Stadtkirche in Wimpfen (der 1519 datiert ist und ähnliche Ornamentik zeigt), dürfen wir den Stockheimer Altar um 1520 ansetzen. Er wäre damit als für seine Entstehungszeit hochmodern anzusehen, denn andere Altäre dieser Zeit zeigen oft noch keine Spur der hier beobachteten Ornamentformen, man vergleiche z. B. Jörg Kuglers Marienaltar in der Schwaigerner Johanniskirche von 1524, der noch ganz dem alten Formenschatz verhaftet ist.

Auf einigen Prospekten und Postkarten wird der Altar ohne nähere Begründung auf 1517 datiert. Dies ist nach dem bisher gesagten durchaus möglich, doch halten wir eine etwas spätere Entstehung für wahrscheinlicher.

Wie eingangs erwähnt, liegt der besondere Reiz dieses Kunstwerks im originalen Zusammenklang von Altar und Chor, ja der ganzen Kirche. Im Sinne einiger Forscher (z. B. H. Schindler) kann man vielleicht noch weitergehend den Altar in der Landschaft betrachten, der er zugehört. In diesem Falle möchten wir dies Gesamtkunstwerk als herrlichste „Bauerngotik“ benennen und verstanden wissen.

Nicht minder großartig ist die aus einem Stein gehauene *Kanzel*, die in ihrem Sockel, ihrem Geländer und ihrer Brüstung das Maßwerk der Chorfenster wieder aufnimmt. Ein lebhaft-feierliches Gedränge von Fischblasen, Zwei- und Dreischneußen, Vierpässen und Eselsrücken entzückt den Betrachter. Man würde das Ganze um 1430 datieren, wären da nicht die gedrehten Säulenfüße am Kanzelkorb, Zahnfries und Eierstabornament am Sockel und der leicht kannelierte und gedrehte Kanzelfuß. Diese Details verraten, daß das Werk erst um 1590 im Rückgriff auf gotische Formen entstand; die Kunstgeschichte spricht hier von Renaissance-Gotik.

Hoffen wir, daß die Renovierung der Kirche gut gelingt und daß mehr und mehr Menschen diese Kirche im Detail und im Ganzen zu schätzen wissen als ein Kunstwerk, das in dieser Landschaft entstand und in diese Landschaft wirkt.

Der „Stier von Ilsfeld“ Anmerkungen zu einer Sage

von Otfried Kies

DIE MASKEN DES RÄUBERS VON ILSFELD

aus: Geschichte der Raritäten des neuen Baus zu Stuttgart

... (im Neuen Bau) waren Alterthümer der verschiedensten Art zu sehen; unter Anderem zwei blecherne Masken, welche der berühmte Räuber und Mörder, Hochöhr, genannt „Stier von Ilsfeld“ auf seinen Streifereien trug. Die Eine war von Blech bluthroth ange-

strichen, die Andere von schwarzem Wachstuch auf Pappendeckel geleimt. Dieser Stier war geboren auf einer Almandhütte in der Nähe von Ilfeld, ungefähr ums Jahr 1510, wo seine Eltern aus Armuth zu wohnen genöthigt waren. Seine Kindheit brachte er in verwehrlosem Zustand zu; als er aber 13 Jahr alt war, da giengen ihm die Augen über sein Loos auf. Er begegnete nämlich einem alten Priester in der dunkelsten Nacht, als jener irrgieng und den Weg nach Laufen am Neckar zur Wallfahrtskirche der heiligen Regiswendis nicht finden konnte. Dieser Waller bat den Buben um Auskunft, und dieser führte den Greisen alsbald auf den rechten Pfad mit vieler Sorgfalt und Ortskenntniß. „Wie willst du aber wieder heimwärts kommen in dieser schrecklich dunkeln Nacht?“ fragte der Zurechtgeführte den Knaben. „Ich lauf den sieben Sternen dort nach und da komm ich gewiß heim. Bin schon auf weiterem Weg gewesen und darnach gewandelt heimgekommen.“ – „Weißt du was, Kleiner, nimm mit mir Obdach im dortigen Klosterwallfahrts-haus und zieh erst morgen heim.“ Dieser Antrag war dem Knaben genehm. Er gieng mit und durfte mit dem Waller aus der Klosterküche übersatt essen und zwar „Gutigkayten, wie vordeme iche niemalen kostet, noch iwo aynen Wyn drunken“. Da dachte der Bube, „die Kreuzträgerin lebben übpig und nit gar megerlich, tätscht wolen doh blyben, so mir ein Atz würd umb Leystung“. Und sein Wunsch wurde ihm gewährt, denn die Domini-kaner-Priorin nahm ihn als „Laystbub frohnentlich“ auf.

Nur zubald nahm aber der Bube alle Weichlichkeiten der Klosterweiber, nicht aber die Tugenden seiner Oberin an, die freilich auch nicht von der besten Butter gewesen sein mag. Denn die Adelberger Nonnen klagten oftmals über die Strenge, womit sie behan-delt würden, während ihre Ordensschwwestern zu Laufen am Neckar „jeddenkliche Frey-hytt hätten“, sie müßten fasten, beten und arbeiten, den ganzen lieben langen Tag, dürf-ten weder einen Sponsen noch einen „schmucken“ Bub halten, da doch die Lauffener Nonnen wenig oder gar „nischt thäten, frey thürgangh hätten und kussig und minnig thun dürften, wie ihnen gefällig und die Fraw muetter leiht d'scheer!“ mit „Glanen“ (Galanen) ihnen keineswegs versagt würde. Daß unter solchen Umständen dem Neuling derlei Tage lieber waren, als die, welche er vordem gehabt hatte, läßt sich ihm nicht verübeln, daß er aber zu solch schrecklichem Scheusal herabsinken konnte, wie er eins wurde, ist kaum zu glauben.

In seinem Kloster ward er gar wohl gelitten; denn schon mit seinem 15ten Jahr war er „bengellig lang und fürtrefflich starckh“. Manche Handreichung mußte er den Nonnen außerhalb der Mauern thun, zu welchem Zweck er „Fastinglarvereien“, mit denen er „schreckbildlich“ that, verwendete, deren es im Kloster mehrere gab, und von denen er sich die zwei oben bemerkten Masken zuhandete, als die Reformation auch die Riegel zu Lauffen sprengte und er brodlos gemacht wurde ums Jahr 1535. Ein Jahr vordem aber, den Tag nach der Schlacht bei Lauffen, welche Herzog Ulrich schlug und dadurch sein Land wieder gewann, den 12. Mai 1534, ging er hinaus auf das Mordfeld und wandelte unter den Todten und Verwundeten umher, denselben nehmend, was ihm gefiel. Seinen Augen gefielen besonders die schönen herrenlosen Büchsen und verschiedene Rüstun-gen. Von ersteren nahm er zwei, von letzteren einen prächtigen Küräß von Messing, auf welchem ein künstlich getriebener Doppeladler zu sehen war, mit. Den dritten Tag ging er wiederum hinaus und holte noch zwei Büchsen, drei „Schwehrsäbbel“ und ein fast sechs Schuh lang Schwert, neben Gold und Goideswerth.

Alles, was dieser Klosterknecht Hochhör heimtrug, war sein Eigenthum und es freute ihn nicht wenig, zuweilen sich in seinen gefundenen Küräß zu stecken, mit dem Schwert zu bewaffnen und im Klosterhof im Büchsenschießen sich zu üben, in welcher Kunst er nicht geringe Fertigkeit erreichte. So nahete das Jahr 1535. Den 4. September trat ein Würt-tembergischer Commissarius ein und erklärte im Namen des Herzogs das Kloster für aufgehoben; diejenigen Nonnen, welche heirathen wollten, könnnten dies thun; diejenigen aber, so sich hierzu nicht entschließen, seie ein Jahresgehalt andurch zugesichert. Ihre Wohnungen aber hätten sie mit Ausgang dieses Monats Septembers bei anderen Menschenkindern zu nehmen. Das war ein Donnerschlag, aber es half kein Widerstre-

ben. Am ersten Oktober kam die weltliche Behörde, um von den Gebäulichkeiten Besitz zu nehmen; diese fand die Thore doppelt und dreifach verschlossen. Im innern Raum standen vierunddreißig Nonnen in wehrhaftem Zustand, dazwischen sechs verwegene Gesellen, vom Kopf bis an die Zehen bewaffnet. Von diesen war der Ilfelder der Drohlichste. Denn er erklärte: so Jemand mit Gewalt in der Kirche Eigenthum eindringe, der seie ein Kind des Todes, und wenss sein Vater wäre. Hierauf zog der Stadtammann wieder heim und berichtete gen Stuttgart, was sich zugetragen. Drob wurde Herzog Ulrich sehr böse und sagte: „Bishero hab ich mit Weib und Männern zu tanzen gehabt, jezo geht am End der Raigen mit Nonnen und Halbnonnen an! Ich gebiet den Lauffenern bei ihren Landspflichten, daß sie gehorsamen und alsbald mit Gewalt vollführen, was ihrem Gutwort nicht gelinge, bei Straf und Ungnad meiner in allezeit.“

Dieser Befehl war zu bestimmt, als daß er langen Aufschub erlitten hätte. Der Stadtvogt von Lauffen entbot nun 200 Mann zum Sturm auf das Klosterhaus. Dies erfuhren die Bewohner des Klosters; sie rafften ihre Habseligkeiten eilig zusammen, schafften sie in der Nacht über den Neckar in Sicherheit und harreten muthig des Angriffs, im Vertrauen auf ihre festen Mauern und schweren Riegeln an den Thüren. Besonders machte sich der von Ilfeld mit seinen vier Spießgesellen zum Kampfe rüstig, hielt aber zur Vorsorg sich das Pfortlein, das gegen Westen hinaus auf den Neckar führet, offen. Den 13. Oktober nahmen die Männer und Junggesellen in Lauffen von den Ihrigen schweren Abschied und unter dem Sturmgeläute des Stadtkirchthurms zog der aufgebotene Haufe mit Leitern, Spießern, Büchsen und sonstigen Wehren der Brücke des Klosters zu. Auf der Neckarbrücke, welche das Dorf und die Stadt verbindet, wurde die Karthaune, welche von Bietigheim herbeigeschafft wurde, aufgestellt und Angesichts der Nonnen, die über ihren Mauern dem drohlichen Hergang standhaft zusahen, geladen. Nun forderte der Stadtvogt die Widerspenstigen zum Gehorsam auf und gab ihnen eine Stunde Bedenkzeit. Aber diese Eine Stunde wurde zu fünfe und nichts ward ausgerichtet. Nun war es Mittag. Der größte Haufe gieng zum Essen und kam nicht mehr, bis daß er im Namen des Herzogs wiederum herausgetrommelt wurde. So wurde es Nachmittags 3 Uhr. Ungeduldig forderte der Vogt die Widerspenstigen nochmals zu Oeffnung der Thore auf und als die Frist von 10 Minuten verflossen war, da ließ er die Karthaune lösen und auf den ersten Schuß sprangen die Pforten des Hofes auf. Mit Jubel rückten die Bürger in dieselben ein, fanden aber jetzt die weiteren Thüren zum Hause verschlossen, gegen welche sie abermals mit Gewalt drangen und den Versuch machten, dieselbe zu öffnen. Schon krachten die eichenen Flügel unter den Axtschlägen der Andringenden, und zersplittert sprangen sie auf, so daß die Treppen erstiegen werden konnten. Plötzlich aber donnerte es: „Halt! zurück! oder s'gibt Unglück!“ – Ohne aber auf diese Drohung zu horchen, drangen die Stürmer vorwärts! Plötzlich knallten vier Büchsen auf den finstern Hausraum herab und 6 Personen sanken zusammen mit durchdringendem Geseufze; mit klirren Schritten, die Schwerter hochgeschwungen, sprangen die oben bemerkten Klostergesellen hervor gegen die vordersten Bürger und hieben mit aller Gewalt gegen dieselbe ein. Die Nonnen hatten allerlei Wehrwerkzeuge beihanden, stießen und schlugen damit rasend auf die Feinde ein und trieben dieselben, unterstützt von ihren Schwestern, mit Eisen-, Kupfer- und Messinggeschirr usw. eilig hinaus, bis auf den letzten Mann. Drei Männer lagen todt und drei schwer verwundet auf der Stiege. Die Verwundeten ächzten erbärmlich und der junge Sailer Hailemann vermißte seinen Vater, der neben ihm ins Haus stürmte. Dieser schrie um Rache seine Mitbürger an, aber es wollte ihm Niemand folgen; da rief er: „So will ich lieber mit meinem Vater verenden, als die Schmach heimtragen, von Weibern aus der Schanz geschlagen worden zu sein!“ Auf diesen Ruf hin ermannten sich die Geängsteten wieder, und ehe die innen es sich versahen, wogte der kaum abgethätigte Haufe wieder heran mit vorgelegten Spießern und bloßen Schwertern. Nach kurzer Gegenwehr flohen die Klosterbewohner diesmal in ihren langen Gängen davon, und erreichten in der Finsterniß die ihnen wohlbekannt Stiegen und das Thörnchen, durch welches sie zu entfliehen gedachten. Ihre Hoffnung aber war eitel; sie

wurden bemerkt und gar unfreundlich in Empfang genommen, und gleich die fünf Ersten, die herauskamen, auf den Kopf geschlagen und in den Neckar geworfen, wo man ihre Leiber den andern Morgen auf der gegenüber des Pfortleins sich gehäuften Kieselbank fand. Den andern Nonnen, welche gefangen wurden, band man die Röcke über dem Schädel zusammen und trieb sie unter immerwährenden Rutenhieben durch die Gassen von Lauffen, so daß von ihren Hintertheilen Ströme Bluts liefen und Fetzen Fleisch herunterhiengen. Und wären sie nicht eiligst in die Sakristei der St. Martinskirche gebracht worden, die wüthenden Bürger hätten sie massacrirt. Noch war aber die Arbeit nicht abgethan; die fünf Klosterknechte steckten in dem finstern Versteck und die Nacht war tief hereingebrochen. Es war daher nichts zu thun, als das Kloster eng zu bewachen, bis der nächste Tag heraufgestiegen kam. Noch ehe aber der Morgen erwachte, schlugen die Flammen hoch aus dem Kloster auf. Es entstand ein Gewirre zwischen der Wachmannschaft und den Löschenden; in welchen Augenblicken drei der Gefangenen entkamen, unter denen auch der Ilfelder war. Der Giebel brannte aus und die zwei im Kloster noch versteckt gewesenen Mordgesellen wurden im Speisgewölbe gefunden, wovon der Eine alsogleich von zwei Spießen dermaßen durchbohrt wurde, daß der eine Spieß ihm vom Rücken durch die Brust und der andere von der Brust durch den Rücken ihm heraussah. Also trug man ihn nach Lauffen ein den 15. Oktober 1535, Morgens 9 Uhr.

Den zweiten Gefangenen banden sie an den Füßen, hängten ihn über ein Kohlfeuer, bis daß er verendet war, hierauf hieben sie seinen Körper in vier Theile und warfen sie in den Neckar, den Kopf aber steckten sie über dem Gitter des Klosterthores auf, wo er zu sehen war, bis Herzog Christoph 1560 die Wegnahme desselben befahl. Nachdem nun die Rache der Lauffener einigermaßen an den zwei Gefangenen und wie angegeben, grausam Ermordeten gekühlt war, sah man gegen Mittag auch nach den eingesperrten Nonnen in der St. Martinskirche, die allsamt in der jämmerlichsten Lage waren, denn sie litten an Frost, Hunger und an den von den Ruthen erhaltenen Wunden. Jetzt waren sie „degenmäßig“ und baten um der Leiden Christi willen um Schonung weiterer Mißhandlung. Zwei derselben waren hochschwanger und eine dritte, eine „von Rosenbergen“, war in die Wochen gekommen in abgewichener Nacht. Sie lag mit ihrem todten Kinde in der „Rathsfrawen beichtstuhl“ und hatte keine Besinnung mehr. Deren erbarmte sich des „Balbierers Hubers Haußwirthinn“, nahm sie in ihr Haus und pflegte ihrer, bis sie genöß. Das war der Wohlthäterin kein Schaden; denn die Gesundete schrieb ihrem Bruder, einem reichen „Craybherren“, und dieser kam, brachte viel Geld mit, beschenkte die Pflegefrau seiner Schwester „fürstlich“ und zog wieder von dannen, doch drohete er gar entsetzlich gegen den Herzog Ulerich, der so widerrechtliche Gewaltthat geübet an dem durch „mildigliche Stiftungen“ entstandenen Gotteshause. Kam aber nichts Schädliches für Lauffen nach...

DER STIER VON ILSFELD

oder: Das jähe und unerwartete Ende eines Räubers

Unter den Größen, die Ilfeld hervorgebracht hat, ist des Volkes Liebling der „Stier von Ilfeld“. Die Geschichte des Räubers aus dem 16. Jahrhundert verschafft uns jenes angenehme Gruseln, das eine längst überwundene Bedrohung vermitteln kann. Und dennoch: Weder die Oberamtsbeschreibung Besigheim 1853 noch Karl Klunzingers „Geschichte der Stadt Laufen am Neckar mit ihren ehemaligen Amtsorten Gemrigheim und Ilfeld“, 1843, noch irgendein Werk über die württembergische Geschichte erwähnt diesen schwäbischen „Schinderhannes“. Ein Mann, der den Tod von 200 Menschen auf dem Gewissen hat, ist doch sicher eine Person, wenn auch keine Persönlichkeit, historischen Ranges. Aber nirgendwo ein Wort vom „Stier von Ilfeld“. Ist die ganze Geschichte vielleicht gar nicht wahr?

Sprachlich ist sie jedenfalls eine eigenartige Sache. Da werden wörtliche Zitate des „Stiers“ wiedergegeben, z. B. „Gutigkayten, wie vordeme iche niemalen kostet, noch iwo aynen Wyn drunken“ oder „die Kreuzträgerin lebben übzig und nit gar megerlich, tätscht wolen doh blyben, so mir ein Atz würd umb Leystung“ usw. Das ist nicht die Sprache des 16. Jahrhunderts; das ist die Sprache eines, der sie nachahmen und zugleich veralbern will. Was soll man von einer Formulierung wie „die Dominikaner-Priorin nahm ihn als *Laystbub frohentlich* auf“ halten? Einerseits will der Verfasser ausdrücken, daß der „Stier“ gegen Lohn für die Klosterfrauen arbeitet, andererseits bedeutet das „frohentlich“, daß er „Herrendienst“, also unbezahlte Arbeit, verrichtet. Hier wird bloß mit dem altertümlichen Klang des Wortes gearbeitet.

Sehr verdächtig ist auch das Wort „Freyhytt“. Aus dem Jahre 1552 ist ein bekannter Holzschnitt von Grüninger überliefert, der einen aufständischen (Elsässer) Bauern zeigt, der stolz eine Fahne mit der Aufschrift „Fryheit“ schwingt. Das ist eine echte alte Form des Wortes: im Mittelhochdeutschen und im Alemannischen heißt „frei“ „fri“ (altem langem –i– entspricht modernes –ei–), aber „heit“ hat einen alten Diphthong (das Wort bedeutete einst „Form, Gestalt“). „Friheit“ ist möglich (und richtig), aber „Freyhytt“ ist blanker Unsinn!

Die Unmenge an genau sich gebenden Details in der Geschichte vom „Stier von Ilsfeld“ gibt die Möglichkeit genauer Überprüfung:

1. Der Familienname des „Stiers“, Hochöhr, ist, wie Otto Conrad in *Schwaben und Franken* Jg. 23, Nr. 5, S. IV anmerkt, in den Steuer- und Musterlisten sowie den Lagerbüchern von Ilsfeld nicht nachzuweisen (was allerdings auch für den historisch belegten Melchior Nonnenmacher bzw. seine Familie zutrifft).
2. Eine Dominikaner-Priorin kann den Knaben nicht aufgenommen haben: Seit 1476 gehörte das Kloster dem Prämonstratenser-Orden an.
3. Die Klage der Adelberger Nonnen ist unmöglich: Wie Martin Crusius (und andere) berichten, wurden die Klosterfrauen von Adelberg 1476 nach Lauffen transferiert; in Adelberg blieben die Mönche allein zurück.
4. Die Aufhebung des Klosters durch einen württembergischen Kommissar am 4. September 1535 und die Besitzergreifung am 1. Oktober desselben Jahres ist eine Fiktion. Erst 1536 wurde der damalige Lauffener Obervogt Bernhard von Sachsenheim mit der Reformierung beauftragt; die Auflösung des Konvents erfolgte erst nach dem Interim. Der Bericht des Obervogts (abgedruckt in Konrad Rothenhäusler, *Standhaftigkeit der altwürttembergischen Klosterfrauen im Reformationszeitalter*, Stuttgart 1884) handelt zwar vom Widerstand der Nonnen, aber nur passivem. Der „Stier“ wird in diesem Bericht nicht einmal andeutungsweise erwähnt.
5. Vor dem Sturm aufs Kloster sollen die Nonnen ihre Habe über den Neckar geflüchtet haben. Wohin da? Über dem Neckar liegt, vom Kloster aus gesehen, die „Stadt“ Lauffen!
6. Die Kanone zur Beschießung des Klosters wird auf der Brücke, die Stadt und Dorf Lauffen verbindet, aufgestellt. Da das Kloster abseits vom Dorf jenseits der Zaber liegt, ist dieser Standort so ziemlich der ungeschickteste, den man finden könnte. Der Verfasser scheint der Auffassung zu sein, das Kloster habe sich am Dorfende der Brücke befunden. Mit einem Kanonenschuß das Klostertor aufzuschießen, wäre für die damalige Artillerie ein wirkliches Meisterwerk gewesen; die Entfernung beträgt ungefähr 400 m.
7. Ein Sailer Hailemann oder sein Vater ist nicht nachweisbar; auch nicht ein Balbierer Huber.
8. Eine St. Martinskirche gibt es in der Stadt nicht. Diesen Namen trägt die frühere Nikolauskapelle erst seit dem letzten Jahrhundert, als durch unvollkommene Forschung (besonders durch den damaligen Stadtpfarrer Kraus) die Meinung aufgekommen war, die im 9. Jahrhundert mehrfach erwähnte Martinskirche zu Lauffen habe in der Stadt gestanden; in Wirklichkeit war sie die Vorgängerin der Regiswindiskirche im Dorf.
9. In dieser Kapelle gab es keinen „Rathsfrawen beichtstuhl“ – denn es gab überhaupt

keine privaten Beichtstühle, höchstens private Betstühle. Daß solche in der Nikolauskapelle waren, ist nirgendwo belegt; Pfarrkirche war ja die Regiswindiskirche.

10. Im hier nicht abgedruckten letzten Teil der Erzählung vom „Stier“ wird dieser bei seinem Prozeß 1571/72 dem Herzog Friedrich vorgeführt. Regierender Herzog war damals allerdings Ludwig (1568–1593); Friedrich war erst 14 Jahre alt und es war noch nicht abzusehen, ob er je zur Regierung gelangen würde (er stammt aus der Mömpelgarder Linie des Hauses Württemberg).

11. Bei der Vernehmung in Stuttgart „schlug der rüstige Stiftungspfleger Sebastian Berwart“ den „Stier“ blutig. Abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß ein Stiftungspfleger (soll heißen Stifts- und Geistlicher Verwalter) an einer Vernehmung aktiv und handgreiflich teilnimmt, war Berwart in diesem Amt erst 1589 bis 1595.

Was immer an Details nachprüfbar ist, ist bis auf wenige Ausnahmen unrichtig, nur so ungefähr oder auch geradezu erfunden. Aus welcher Quelle der Verfasser seine Kenntnisse haben will, bleibt im dunkeln – auf jeden Fall soll die Illusion erweckt werden, es handle sich um zeitgenössische Quellen, vielleicht sogar die Gerichtsprotokolle. Wer denn sonst hätte Aussagen eines Dreizehnjährigen, dessen Berühmtheit man noch nicht ahnen konnte, festhalten sollen? Nur bei der Vernehmung zur Person hätten solche Angaben gemacht werden können!

Daß wir diese Protokolle nicht im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart finden, wird wohl nicht überraschen.

Aber nicht nur der Text ist dubios. Es gibt auch Probleme mit seiner Überlieferung. Woher kommt er? Wer hat ihn verfaßt? Sicher ist bei genauer Prüfung nur, daß der Verfasser ein geschichtsliebender Laie mit gewissen Kenntnissen des 16. Jahrhunderts ist. Nach dem Irrtum mit der Martinskirche zu schließen, lebte er im letzten Jahrhundert.

Wir finden eine gekürzte, aber durch wörtliche Zitate als auf der hier vorgelegten Fassung beruhende Version der Sage in der „Kleinen Heimatkunde von Ilfeld zur 850-Jahrfeier 1102–1952“. Der Verfasser, Otto Conrad, berichtet dazu, der Ilfelder Johannes Waidmann (geb. 1846) habe ihm 1925 vom „Stier“ erzählt und führt Details, die Waidmann berichten konnte, an. In seine Version nahm er sie aber nicht auf, sondern bemerkte nur: „Dieser Mann war ein einfacher Bauer, der sein Wissen nicht von Büchern hatte. Es zeigt sich an diesem Fall, wie im Volksmund Jahrhunderte lang etwas weiter leben kann, wie angedichtet und hinzugemacht wird.“ Letzterem kann man wohl zustimmen; aber mit dem „Jahrhunderte lang“ hat es wohl seine Bedenken! Wenn Waidmann auch keine Bücher las, einen Lehrer hatte er gewiß – und der las Bücher!

Aus dem Ilfelder Heimatbuch gelangte die Erzählung, wiederum verkürzt, aber mit typischen Zitaten, in Paul Schlagenhaufts Darstellung der Geschichte des Frauenklosters Lauffen (in: Zeitschrift des Zabergäüvereins Jg. 1967 Nr. 1/2).

Beide Überlieferungen geben ihre Quellen nicht an. Es war also zuerst die ursprüngliche Vorlage von Conrads und Schlagenhaufts Erzählung zu suchen. Und folgendes war das Resultat:

Am 22. Dezember 1844 erschien die erste Nummer der „Stuttgarter Stadtglocke. Ein Tag- und Nachtblatt“ im Verlag des Buchdruckers J. G. Munder in der Stuttgarter Büchsenstraße 18 mit einer Auflage von 6000 Stück. Ein Anonymus, der sich „Glockenzieher“ nannte, kündigte an, er habe vor, „den lieben Kinderlein, oder wer's sonst gern hören mag, der Vorzeit Thaten und Sagen, wie mir's mein Urgrosvater hinterlassen, zu erzählen“. Dieses Blatt erschien täglich außer montags und kostete in Stuttgart 9 Kreuzer, auswärts 12. Schon ein Jahr später war die Auflage auf realistische 1200 gesunken und in der Mitte des Revolutionsjahrs 1848 ging dem gesamten Blatt die Luft aus. Ein Exemplar der Zeitung bewahrt die Württ. Landesbibliothek in Stuttgart (Misc. 8°, 2681).

Der anonyme Erzähler, unter dem man anfangs den Buchdrucker selbst vermutete, ließ in den Blättern seiner Phantasie munteren Lauf. Zu jedem merkwürdigen Punkt in Stutt-

gart wußte er ein noch merkwürdigeres Ereignis zu erzählen, das mehr als die Hälfte des Blattes füllte. Auch die Geschichte vom „Stier von Ilsfeld“ ist in eine Stuttgarter Sache eingebaut, nämlich in die „Geschichte der Raritäten des Neuen Baues zu Stuttgart“. Da dieses Gebäude 1757 abgebrannt war, ließ sich trefflich darüber fabeln, was man dort alles aufbewahrt hatte. Auch von einem historischen Ilsfelder war etwas da: Melchior Nonnenmachers „Zwerpfiß“ (Querpfeife). Mit der hatte er angeblich in Weinsberg bei der Ermordung der Ritter gepfiffen (und gleichzeitig gesungen! Man mache das einmal nach!). Über jeden der Adeligen machte er einen Vers, über Ludwig von Helfenstein, Conrad Schenk von Winterstetten... ja sogar „Götz von Berlingen“ jagt er bei der Gelegenheit durch die Spieße! Vom „Stier“ waren es zwei Masken – und die nimmt der Fabulierer zum Anlaß seines Schauermärchens. Es geht blutrünstig zu in seinen Geschichten: schwere Körperverletzung, Vergewaltigung, Totschlag, Mord und jedes andere Kapitalverbrechen – besser kann’s das moderne Fernsehen auch nicht!

Der wahre Verfasser wurde entlarvt. Es war nicht der Buchdrucker, sondern sein Bruder Wilhelm Friedrich Munder. Der war am 23. September 1799 in Stuttgart geboren, studierte Theologie, war 1822–1826 Pfarrverweser in Ochsenwang (1832–1833 versah dieses Amt Eduard Mörike, der in seinem „Stuttgarter Hutzelmännlein“ ein wesentlich friedlich-freundlicheres Bild der schwäbischen Vergangenheit gemalt hat), 1826–1833 Pfarrer in Ganslosen (heute Auendorf) und schließlich in Eltingen bei Leonberg, wo er am 30. Juni 1851 (an Gift) starb.

Munders Zeitgenossen war wohl klar, was sie vom Wahrheitsgehalt seiner Geschichten zu halten hatten. Aber sie waren zugkräftig, und als der Verleger Friedrich Müller („Stuttgarter Tagblatt“) die in dem Beiblatt „Stuttgarter Flora“ erschienenen Erzählungen erneut zu vermarkten sich vornahm, da griff er auch zu Munders Märchen und veröffentlichte das später berühmt gewordene Werk „Württemberg wie es war und ist“. Insbesondere der erste Band wimmelte von Munders Phantasieprodukten. Erst im Lauf mehrerer Auflagen wurden sie teilweise herausgenommen, sie waren wohl nicht mehr „seriös“ genug, und durch Erzählungen ernsthafterer (und viel langweiligerer) Art ersetzt. Das „Stuttgarter Chronik- und Sagenbuch“ von Friedrich Nick, 1875, bereichert sich aber immer noch kräftig aus Munders Schatzkästlein. Vom „Stier“ berichtet es seine Hinrichtung in Stuttgart 1572.

Natürlich wurden Munders Märchen auch in anderen Blättern nachgedruckt. Noch fehlt uns eine genaue Bibliographie. Es ist aber durchaus glaublich, daß ein Volksschullehrer in Ilsfeld Munders Erzählung vom „Stier“ irgendwo fand, für wahr hielt und seinen Schülern im Heimatkundeunterricht vermittelte. Historische Ereignisse haben ohne literarische Vermittlung kein langes Nachleben. Ein Schulversuch an einer 6. Klasse in Lauffen a. N. im Winter 1978/79 ergab z. B., daß fast alle Schüler die Sage von der Regiswindis kannten: aber alle in der Fassung von Paul Lang, die sie gar nicht gelesen hatten! Vermittler war hier der Heimatkundeunterricht. Conrads Gewährsmann Joh. Waidmann war eben ein aufmerksamer Schüler; auf keinen Fall aber ein Zeuge für jahrhundertelange Erzähltradition!

Wir müssen also Abschied nehmen vom „Stier von Ilsfeld“ als einer historischen Persönlichkeit. Was über ihn erzählt wird, ist Fabulierkunst ersten Ranges, wenn auch nicht gerade hohe Poesie. Aber der Pfarrer Munder, dieser düstere Schilderer grausiger Abenteuer, verdient unser Interesse. Er ist ein Beispiel für die heftige Frustration des Menschen in der Biedermeierzeit, der politisch nichts zu sagen hatte und daher in finsternen Blutphantasien schwelgt.

(Die Geschichte vom „Stier von Ilsfeld“ findet sich im Jahrgang 1846 der „Stuttgarter Stadtglocke“ Nr. 9–16 vom 13. bis 21. Januar, S. 33–63.)